

# Freunde der Monacensia e. V. **Jahrbuch 2023**

mitbegründet von Wolfram Göbel,

herausgegeben von Gabriele von Bassermann-Jordan,  
Waldemar Fromm und Kristina Kargl

**Allitera Verlag**

Weitere Informationen über den Förderverein Freunde der Monacensia e. V.  
unter [www.monacensia.net](http://www.monacensia.net)

Die Drucklegung wurde ermöglicht dank der Unterstützung der



LESEN WISSEN KUNST

Allitera Verlag  
Ein Verlag der Buch&media GmbH München  
© 2023 Buch&media GmbH München  
Umschlag nach einem Entwurf von Kay Fretwurst, Freienbrink  
ISSN 1868-4955  
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-440-6

Allitera Verlag  
Merianstraße 24 · 80637 München  
Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf [www.allitera.de](http://www.allitera.de)  
Kontakt und Bestellungen unter [info@allitera.de](mailto:info@allitera.de)

## Constance Hallgarten

### Im besetzten Paris

*(Aufzeichnungen vom Sommer 1940)*

**A**m dritten Juni des Jahres 1940 wurden Bomben über Paris abgeworfen. Sie trafen unser Quartier (Auteuil) und umschwirrten im vollen Sinne des Wortes das Sterbelager meiner geliebten Mutter. Ich war beruhigt, als ich wahrnahm, daß die Gute nicht mehr bei Bewusstsein war und das Pfeifen der Abwürfe nicht mehr hörte. – Ich selbst konnte sie nicht verlassen; ich schickte die Pflegerin in den Keller und schützte mich, indem ich mich auf mein Bett mit dem Kopf so weit wie möglich vom Fenster entfernt legte. Es war ein Uhr mittags; man hörte die Einschläge aus nächster Nähe, die Fensterscheiben klirrten und das Haus wurde geschüttelt. Es wurden viele Häuser im nächsten Umkreis schwer getroffen. Die grosse Apotheke, in der ich vor 15 Minuten die letzten Medikamente gekauft hatte, war fast ganz zerstört, die beiden Schaufenster lagen in tausend Scherben und Splittern mit allen medizinischen Produkten auf der Strasse.

Am 4. Juni entschlief meine Mutter, d. h. ihr Herz hörte auf zu schlagen nach einer Bewusstlosigkeit von 48 Stunden – so stark war dieses Herz. Sie, die als siebzehnjähriges Mädchen, im Jahre 1866, den Einzug der Preussen in die freie Stadt Frankfurt erlebt und als treue Bürgerin miterlitten hatte – wie oft hatte sie uns das erzählt – ihr war es erspart geblieben als Greisin im Jahre 1940 den Einzug der Hitlerarmeen in das Frankreich der »liberté, égalité, fraternité« noch mit eigenen Augen zu schauen. – Der Tod hob sie sanft über diesen Schmerz, über diese Brutalität des Weltgeschehens hinweg.

Am 5. Juni sagt man mir auf der »préfecture« (Stadtverwaltung), daß ich mich im »Camp hypodrome d’hiver«<sup>18</sup> zu melden habe.

Am 6. Juni begleiten wir, meine Freundin Elisabeth Bab und ich, mein totes Mütterlein auf dem Weg zur Einäscherung auf den Père Lachaise. Noch hatte ich gehofft, meinen Bruder dort zu finden. Ich hatte ihm durch ein pneu (Telegramm) ins Camp Buffalo von der Stunde der Ein-

---

<sup>18</sup> Hier meint die Autorin vermutlich das Vélodrome d’Hiver.

äschering Mitteilung gemacht. Mein Bruder war erst seit kurzer Zeit in Paris – er war aus Berlin geflohen, weil einer der Angestellten seiner eigenen Firma ihn bei »der Partei« wegen »übler Nachrede« gegen die Partei angezeigt hatte. Doch zur Einäscherung kam er nicht – wir blieben allein – Paris war von allen verlassen, die Orgel im Crematorium spielte, spielte – auch noch, als wir längst gegangen waren. Die Sonne schien heiss auf Gräber und Bäume, ein reiches Leben war ausgelebt und ein langes Leiden war ausgelitten ... .... und zurück blieb eine grosse Liebe.

Nun folgten aufregende Tage. Wir, Elisabeth Bab und ich, meldeten uns in Büro des Camp hypodrome d'hiver<sup>19</sup> – es war geschlossen und man gab eine andere Adresse durch Anschlag am Tor bekannt. Wir hatten erneuten alerte (Alarm) und nachts hörte man heftig schiessen.

Am 10. und 11. Juni erlebten wir eine schwarze Vernebelung – es regnete Russ und der schwach von Sonne beleuchtete Himmel schien schwarz. Benzintanks hatte man bei Rouen in die Luft gesprengt.

Am Morgen des 11. Juni wurden wir im Büro des Camp Eblé endgültig abgewiesen – es wurde niemand mehr empfangen. – Auf meinem Heimweg in der métro (Untergrundbahn) tausende von Flüchtlingen, Proletarierfrauen und Kinder mit armseligem Gepäck eilten in langen Zügen nach allen Richtungen. An den Kreuzungen in den Métro-Tunnels wiesen ihnen Polizisten freundlich und hilfsbereit den Weg.

Zuhause angelangt – um 6 Uhr abends, sagt mir unsere concière (Hausmeisterin), daß ein Gendarm dagewesen sei mit der Weisung, daß alle sich noch im Hause befindenden Bewohner (es waren meist Pariser) heute Abend zwangsweise evakuiert werden würden – sodaß sie sich mit einer kleinen Reisetasche mit dem Nötigsten bereithalten sollten. – Unten auf der Strasse sah man schon offene Lastwagen, auf denen dicht aneinander gedrängt Frauen und Kinder sassen, traurig einherziehen. Auf diese Weise sollten auch wir auf die Landstrasse hinaus vor Paris gerollt werden. – Mir schauderte und, am ganzen Körper zitternd, holte ich einen warmen Mantel aus dem nach Campfer duftenden Winterkoffer aus dem Keller herauf und packte mit vor Aufregung glühenden Wangen das Nötigste zusammen – »Herr, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir.« Er ging von mir – um 10 Uhr abends verkündete das Radio, daß diejenigen, die noch in der Stadt seien, bleiben sollten. – Es

---

<sup>19</sup> Vgl. Anm. 18.

war in dieser Stunde die Nachricht eingetroffen, daß Paris als »Offene Stadt« erklärt worden sei und nicht beschossen würde. Man solle den herannahenden Deutschen nicht lauter leere Wohnungen überlassen.

Genau das Gegenteil von vorher wurde verkündet. – Die Vorsehung hatte es wieder einmal gut mit mir gemeint; noch nie habe ich mein Bett so hoch geschätzt wie in dieser Nacht. Gott sei Lob und Dank, daß ich nicht auf der Landstrasse vor Paris liegen musste! Es wurde eine kalte Nacht.

Nun hörte man aber doch, die Deutschen rückten immer näher, wären möglicherweise schon am nächsten Tag in Paris. Es war der 13. Juni. Morgens um 8 Uhr will ich versuchen, am »Gare St. Lazare« einen der letzten Züge zu erwischen, um nach Vaucresson zur Villa unseres französischen Freundes Louis Launay durchzukommen. Doch ... der Bahnhof ist gesperrt, kein Zug wird mehr abgelassen. – Hunderte, wenn nicht tausende von Flüchtlingen warten auf der Strasse nach einer Fahrgelegenheit – umsonst – die wenigen Autos sind alle überbesetzt und grosse Wagen, um die vielen Menschen zu transportieren, gibt es nicht mehr in Paris. Ich beschliesse zu Fuss die Landstrasse nach Vaucresson zu erreichen – möglicherweise mache ich einen Auto-stop und einer wird mich dann im Vorüberfahren schon mitnehmen? Doch mein Gepäck, das ich selbst trage, drückt mich nieder – ich fahre zurück im Métro nach meiner Wohnung in der Avenue Mozart, wo unterdessen Elisabeth Bab eingetroffen ist.

Am 13. Juni laufe ich zum Innenministerium, um eine carte d'identité als Französin zu erbitten. Die deutschen Truppen stehen vor Paris – »nous les aurons les boches« sagen die Leute voller Bitterkeit. In meiner begreiflichen Angst trage ich einen Brief bei mir an den Minister des Innern. Zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags finde ich das Ministerium Faubourg St. Honoré fest geschlossen. Das Ministerium sei abgereist! Man riet mir, mit meinem Anliegen nach dem Militärbüro des Invalides zu gehen. – Ich eile quer durch Paris bei erneuter »Verneblung«; man sprengt wieder Öltanks in die Luft, es ist dunkel und regnet in Strömen. Gegen 5 Uhr nachmittags renne ich entlang des Champs Elysées gegen den Pont des Invalides mutterseelenallein – sodaß das Klappern meiner Schuhe widerhallt – zwei Gendarme auf Rädern rufen mir auf meine Frage nach dem Weg freundlich Auskunft zu; sonst treffe ich mitten in der Riesenstadt am helllichten Tag keine Menschenseele.

Etwas Leben herrscht vor dem Büro des Militärministeriums des

Invalides. Offiziere in Autos kommen an, doch für Zivilisten gibt es keinen Einlass.

Schon ist mir, als hörte ich aus der Ferne Musik, man hat den Eindruck, als ob die deutschen Vorhuten eintreffen. Es herrscht grösste Beklommenheit. Keiner spricht ein Wort. – Ich fahre mit meiner Eingabe unverrichteter Dinge mit der Métro nach Hause.

Am 14. Juni hört man während der Nacht unablässig Flieger über unseren Köpfen; im Unterbewusstsein weiss man, daß es deutsche Flieger sind. Früh am Morgen wollen wir – Frau Bab ist in das leer gewordene Zimmer meiner Mutter, also in meine Wohnung gezogen – uns unter den Schutz des amerikanischen Konsuls stellen, wo man uns wegen unserer in Aussicht stehenden Reise nach U.S.A. kannte. Vor dem Prachtbau der amerikanischen Botschaft auf dem Place de la Concorde hält unter den hohen dunklen Bäumen ein grosses, feldgraues Auto – Soldaten mit Helmen stehen ringsum – ich sehe genauer hin – das Blut stockt mir: »Helme mit Hakenkreuzen« und noch ein Auto und weiter, immer mehr und viele Feldgraue mit Stahlhelmen und Hakenkreuz ringsum. Alles geht still, fast lautlos vor sich. Doch bringt es einem fast das Herz zum stillstehen.

Im Vorzimmer der amerikanischen Botschaft sagt man uns, daß man vorläufig für uns nichts tun kann – man ist dort selbst konsterniert, man muss erst sehen, wie die aufregenden Dinge da draussen sich entwickeln. Man rät uns, zu Hause zu bleiben und nicht auszugehen.

Wir gehen durch die stillen, sonst so über alles belebten Strassen nach der préfecture an der Cité, wo wir hoffen, irgendeinen Ausweis für unseren Schutz zu erhalten. Doch auch hier sind alle Büros verlassen. – Die Fensterläden zu, alle Verkaufsläden geschlossen. Paris ist eine tote Stadt. Nur Handkarren mit vielen Bananen, gut und enorm billig – dazwischen immer neue Autos und Wagen aller Gattungen, Motorräder mit deutschen Soldaten. Kein Laut ist zu hören – einige Zuschauer umsäumen die Fahrstrasse – es sind dies nur vereinzelte Neugierige.

Am 15. Juni wieder auf der amerikanischen Botschaft – man macht uns dort ein klein wenig Hoffnung für ein aussergewöhnliches Visum – vielleicht sieht man am 1. Juli klarer – da sollten wir wieder nachfragen.

Allmählich fangen die Deutschen mit Massregeln an:

Abends nach 8 Uhr darf sich niemand mehr auf der Strasse sehen lassen. Die schönen hellen Sommerabende verbringen wir still auf unserem guten Balkon hoch über den Dächern von Paris – wenn das Signal

5 Minuten vor 8 Uhr ertönt, sitzen wir oben unter freiem Himmel und sehen, wie die armen unfreien Menschen ihren Wohnungen zueilen. Die Zeit wird geändert – die deutsche Sommerzeit, eine Stunde vorgelegt, wird eingeführt. Tag und Nacht brummen die schwarzweissen deutschen Flugzeuge mit ihren gewaltigen Motoren dicht über unseren Köpfen. Sie fliegen viel tiefer als die französischen und die englischen, sie rasieren die Dächer und ich gebe ihnen den Namen »raze vite« (Bezeichnung für eine Rasierklinge).

Am 17. Juni kommen schon langsam Flüchtlinge wieder nach Paris zurück. Die zu Fuss oder mit Rädern, beladen mit Säcken, Schachteln und Körben sind die »Pariser«, .. die Wagen mit Heu und Stroh, mit Pferden, Kühen und toten Hühnern, vielen Kindern und schmutzigen Eltern kommen aus dem französischen Kriegsgebiet, wo sie ihre Farmen verlassen haben. – Es soll auf den mit Flüchtlingen übersäten Landstrassen namenloses Elend, besonders Hunger und Schmutz, herrschen. Es wird anempfohlen, daß wir in Paris die Milch abkochen und nur abgekochtes Wasser trinken wegen Seuchengefahr durch die heimkehrenden Flüchtlinge.

Immer mehr deutsche Soldaten beleben das Strassenbild. Fröhlich im Bett dringen bereits sächsische Heimatklänge von der Strasse herauf an mein Ohr: »Da missmer zurigg« – unten stehen fünf Lastwagen mit Soldaten und fassen Proviant zum Abzug – immer wieder Wagen mit Soldaten und viel Material aller Art. Eine unwiderstehliche Macht liess mich hinunterspucken.

In den Läden des Vororts Passy machen Soldaten Einkäufe – bewundern »echten Schnaps«, betragen sich ruhig und manierlich.

An 20. Juni auf der préfecture verweigert man mir die Verlängerung meiner Aufenthaltsbewilligung, »Sie müssen sich wieder vorstellen«. Ich gehe zu Fuss über den Bou-Mich – Châtelet, Rue de Rivoli – allenthalben deutsche Soldaten, Camions und Autos, Motorräder, Rotkreuzwagen jeder Art und Grösse. Je weiter hinaus die Rue Rivoli, destomehr Soldaten und Offiziere.

Die getauschte Grussform scheint ungezwungener, der Verkehr zwischen Offizier und Soldat kameradschaftlicher als früher. Ein einziges Mal sehe ich den Hitlergruss mit erhobenem Arm. Auch die Hakenkreuzfahne wird sparsam gezeigt, kein Auto ist beflaggt. Offenbar wird alles Provozierende vermieden. Das Benehmen der vielen, meist sehr jungen Soldaten ist bescheiden, korrekt, ihre Mienen freundlich. Sie machen einen guten Eindruck auf die Pariser Bevölkerung, was sicher

beabsichtigt. Es sind alles grosse, blonde Kerle – speziell für den Zweck des Eindruckmachens ausgewählt. Ich gehe weiter an den Tuilerien entlang nach dem Place de la Concorde, komme durch ein förmliches Feldlager vor dem Ausmarsch. Tornister und Gepäck liegen geordnet am Boden. Vor den grossen Hotels unter den Arkaden, in denen die Soldaten logieren, halten zwei Feldküchen, und die Mannschaften trinken aus ihren Gefässen Suppe oder sonst ein heisses Getränk – nach Kaffee riecht es nicht – und essen mit Appetit französisches Weissbrot. Am Concorde ist der Weg durch französische agents gesperrt – bis hinauf zur Madeleine stehen die deutschen Autos. Mit meinem geplanten Besuch des Café Weber wird es nichts – ich nehme die Métro und fahre heim.

Den 21. Juni – deutsche Truppen ziehen ab – französische Flüchtlinge in ihren traurigen Zügen kehren zurück. Die Pariser Bevölkerung erwartet mit Ungeduld die Unterzeichnung des Waffenstillstandes – alles andere ist den Leuten gleichgültig. »Wir sind von unsrer Regierung belogen, verraten und verlassen worden – unter einem anderen Régime wird es uns auch nicht schlechter gehen – die Hauptsache ist, daß wir Frieden haben« – die Gleichgültigkeit ist erschreckend. Aber – das muss hier betont werden – massgebende Franzosen sind ja nicht anwesend – es herrscht »le régime des concières«. In den Häusern sind allenthalben nur die concières zurückgeblieben und geben den Ton an.

Die Fliegerei über unseren Köpfen nimmt groteske Formen an – ein chasser-croiser der schwarzen Todesvögel mit ihrem grollenden Motorenlärm ohne Unterbrechung von und nach allen Himmelsrichtungen bedeutet neue und erhöhte Schlachtentätigkeit – wo? Die kleinen Zeitungen, die zusammengeschrumpften Boulevardblätter »Le Matin« oder »La Victoire«, die ganz von den Deutschen redigiert, jeden Morgen und Abend feilgeboten werden, melden nichts.

Abends die Radiomeldungen, die wir bei einer uns befreundeten tschechischen Emigrantin eine Etage unter uns nachts um 11 Uhr hören, berichten plötzlich aus London in deutscher Sprache von dem energischen Willen Englands zum Durchhalten bis zum Ende der europäischen Schreckensherrschaft. Wir atmen auf – die seelischen Depressionen der letzten Wochen werden ein wenig leichter – man schöpft neue Hoffnung. Winston Churchill hält die Wacht.

Wir beginnen die Geldknappheit mehr und mehr zu spüren, haben gar keine Eingänge mehr. Ich probiere wieder eine Verbindung mit

Vaucresson herzustellen, wohin mein Sohn seine Geldüberweisungen via Louis Launay leiten wollte. Auf dem Pariser Postbüro sagt man mir, daß keinerlei Verbindungen herzustellen seien. Telefon, Telegraph zerschnitten, Zuggleise zerstört. Zivilpersonen dürfen ausserhalb der Bannmeile von Paris nicht verkehren. – Es dürfen nur Ärzte, Hebammen und Wagen für das »ravitaillement« (die Verpflegung) die Landstrasse und auch nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Deutschen passieren.

Man riet mir, mich auf der Kommandantur zu melden und mich dann mit einem deutschen Camion nach Vaucresson mitnehmen zu lassen. Das aber wollte und durfte ich noch nicht riskieren. Ich kannte die neuen Herren noch zu wenig. – Durch Vermittlung von Bekannten konnte ich einem Motorradfahrer, der mit Gemüse täglich in die Gegend von Vaucresson fuhr, meinen Brief an unseren Freund mitgeben. Der Brief wurde vom Bruder unseres Freundes beantwortet. Launay und Gattin wären abwesend, befänden sich »quelque part en France« – meine Hoffnung auf finanzielle Hilfe schwand dahin.

Nun geht das Gelaufe um Geld an. Die wenigen Freunde, die noch in Paris geblieben sind, werden angepumpt und einige hundert francs helfen über die nächsten Wochen hinweg. Dann ist es alle und ich erkundige mich auf der Amerikanischen Botschaft über ev. Bankverbindungen nach USA. Es gibt keine – nirgends ein Lichtstreifen zu erblicken. Aber die Lloyd's Bank (zufällig ist es die Bank, auf die meine amerikanischen Anweisungen von Hallgarten und Co. immer kamen) sei nun der Sitz der Deutschen – dort gäben sie vielleicht an deutsche Staatsbürger Kredit. – Ich laufe zur Lloyd's Bank – Über dem Eingang ein Schild: Deutsche Kreditkasse. Ich passiere den deutschen Wachposten, zum ersten Mal – ich ahnte nicht, wie viele deutsche Wachposten ich in den nächsten Wochen noch passieren würde. An den Schaltern, an denen man mir sonst immer mein Geld ausgezahlt hatte (oft sprach der bedienende Beamte ein Französisch mit englischem Akzent, denn die Lloyd's Bank ist eine englische Bank), sind alle diensttuenden Beamten nun in feldgrauer Uniform und sprechen deutsch in allen Mundarten. Ich gehe an einen der Schalter und spreche deutsch, zum ersten Mal. *Ce n'est que le premier pas qui coûte* – ich erhalte freundliche Antwort und man sagt mir, daß diese Kasse nur an die deutschen Soldaten auszahle – aber einige französische Beamte der Bank seien noch da, man nannte mir einen Namen. Da könnte ich doch vorsprechen. Auf der

deutschen Seite, ganz im dunkelsten Hintergrund amtierten dann auch einige verdrückte französische Angestellte, und ich konnte den momentanen Leiter kurz im Dunkeln sprechen. Er war sehr höflich, meine Unterlagen und Papiere machen sichtlich Eindruck, besonders mein »Bankname«; und er bat mich, am nächsten Tag wiederzukommen. Er gab mir dann zuvorkommenderweise 200 frcs., die 4 Tage reichten. Wir versuchen es weiter bei den deutschen Behörden – gehen direkt auf die Kommandantur. Die Offiziere sind von ausgesprochener Höflichkeit. Wir, Elisabeth Bab und ich, sind Reichsdeutsche, haben gültige deutsche Pässe, die bis jetzt noch niemand zu sehen verlangte. Man muss mit den Wölfen heulen, es nützt nichts, hier das störrische Kind zu mimen – sie sind nun einmal die Herren – »ils sont les maîtres« hörte ich auch auf der Strasse sagen. – Doch kann ich mir kleine ironische Eskapaden nicht versagen.

Auf der Kommandantur – ihren Sitz hat sie in der Chambre des Députés – wo denn sonst? – kommen wir dank unserer guten Pässe sehr bald an und werden in das Büro für finanzielle Angelegenheiten im zweiten Stock verwiesen. Die beiden diensttuenden Offiziere sind von ausgesuchter Höflichkeit. Ich erkläre kurz, schon um die Herren nicht aufzuhalten, daß ich meine Einkünfte monatlich aus USA zu erhalten pflege und daß ich nun durch die Absperrung in grosser Geldverlegenheit sei – ob ich vielleicht als deutsche Staatsangehörige einen momentanen Kredit erhalten könne – das Geld könnte ich pünktlich zurückzahlen – es käme von der Bank meines Namens aus New York. »Ob ich nicht schnell eine Filiale der Bank in Paris aufmachen könnte?« war die freundliche Frage – sie selbst hätten gar keinen Fonds für so einen Kredit – ich sollte doch mit meinem Anliegen auf die deutsche Botschaft gehen. Ich war höchst erstaunt, daß es in diesem Moment in Paris eine deutsche Botschaft geben sollte, und ich sprach mein Erstaunen darüber aus. In meinem eher politisch geschulten Gehirn gehörte zu »einer Botschaft« doch eine Landesregierung und die gab es ja eben in Frankreich nicht. Ich hütete mich, das auszusprechen. Ich sagte nur noch, daß alle meine französischen Freunde von Paris abwesend seien – es wäre mir sonst ein Leichtes gewesen – einen Kredit zu erhalten. Dann gingen wir.

Am Eingang der deutschen Botschaft im bekannten Haus Rue de Lille, sagen uns die postenstehenden Soldaten, daß in der Botschaft kein Mensch anwesend sei – dacht' ich mir's doch! – daß alle Geschäfte

im deutschen Konsulat Rue Huysmanns erledigt werden würden. Also auf zum Konsulat. – Am Konsulat steht eine lange Schlange ziemlich abgerissen aussehender Männer. – Eine freundliche Wache sagt uns, es seien befreite Kriegsgefangene, die in ihre Heimat zurück wollten. Ich belausche »zu meiner Orientierung« die Gespräche vor dem Eingang, ausserhalb der Schlange. Ein Deutscher, Beamter in Zivil, jung, sehr blond, gut aussehend, stellt sehr scharfe Fragen an einen Mann österreichischer Staatsangehörigkeit: »Warum haben Sie sich nach dem Anschluss nicht gemeldet? Ha, ha, Sie wollten kein Deutscher sein!« Zweimal wiederholte er das. – Hier war meines Bleibens nicht. Ich werde in Zukunft diese Stätte meiden.

Elisabeth Bab und ich sitzen auf der Terrasse des Café de la Paix – dem Rendezvousplatz der deutschen Offiziere – dicht neben uns am Tisch – man reibt sich fast die Schultern – Offiziere. Wir sprechen französisch. Soldaten gehen hackenschlagend grüssend vorbei: »Mais ce sont des gosses« (ganz Junge) rufe ich erstaunt aus – so viel verstehen selbst die Stursten. – Kleine aufgeputzte Pariserinnen und Spiesser flanieren vor dem Café, es ist ja das »régime des concièrges« unter dem wir leben. »Mais naturellement ce n'est pas l'élégance de Paris – ce n'est que le prolétariat qui va se promener ici!« – Ein grosses Schild auf Front und Rücken, ein sogenannter Sandwichman geht vorüber: »Brasserie Alsacienne« gute Weine, gute Biere, »Juden unerwünscht!« – »Maintenant c'est la culture sublime qui arrive à Paris« sagt meine Freundin. Der neben mir sitzende Leutnant verstand ganz gut; sein Französisch, das er mit dem Kellner verzapft, ist nicht ganz schlecht – auch liest er ein Boulevardblatt, also hatte er verstanden. »Hätt' ich doch meine Freude dran«.

Nach und nach sieht man in den Zeitungskiosks die deutschen Blätter: »Der Völkische Beobachter« mit seinem charakteristischen roten Strich, die »Kölnische«, die »Berliner Illustrierte«, »Der Stürmer«, die »Frankfurter Zeitung«. Im Pariser Métro sitzen deutsche Soldaten und lesen den »Völkischen Beobachter«, gibt es Groteskeres? Widersinnigeres? – Die anfängliche »Freundschaft« zwischen den Soldaten und der Bevölkerung, die wohl mehr Neugier war, hat sich rasch gelegt. Die Feldgrauen gehen, meist zu dreien oder vieren, recht isoliert und vereinsamt durch die Strassen oder stehen im Métro. Es ist erstaunlich, welche Virtuosität im »Nichtbeachten« die Pariser entwickeln.

Paris sieht in diesen Sommertagen bezaubernd aus. Das satte üppige

Grün der Anlagen des Luxembourg, der Tuileries, des Parc Monceau und all der Squares und Boulevards mit ihren entzückenden bunten Blumenbouquets ist wie das Kleid einer Braut vor Empfang des Bräutigams. Nur die streng geschlossenen Fensterläden, die heruntergelassenen Stores der meisten Kaufhäuser, die geschlossenen Tore der mondänen Restaurants – das gänzliche Fehlen jeglicher Eleganz, legen beredtes Zeugnis ab von der schamhaft spröden Abwehr gegen den liebenden Bräutigam. Gar nicht gefallen will diese Abwehr den Deutschen – und die Worte des Oberleutnants, die er bei meinem zweiten Besuch auf der Kommandantur für diese Geste der Pariser findet, klingen recht bitter: »Nun haben Sie noch kein Geld, Sie mit Ihren guten Beziehungen hier? Die Pariser hätten nicht fortzugehen brauchen, sie hätten hierbleiben sollen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre.« Ich erwiderte, ob die Berliner angesichts der Bomben, die doch schon geflogen seien, dann ruhig in Berlin geblieben wären. – »Wir haben ja den Franzosen den Krieg nicht erklärt – sie haben uns den Krieg erklärt – sie hätten es anders haben können!« Ich schwieg. Im übrigen bewies der Herr Oberleutnant ein bemerkenswertes Gedächtnis. Als er mich im Halbdunkel auf dem Corridor erblickte, fragte er sofort nach meinem Geld aus Amerika. Dann, in seinem Zimmer rektifizierte er seine Bemerkung von meinem ersten Besuch bezüglich der »Deutschen Botschaft«. Meine Bitte, mir ein Kabel nach USA zu gestatten, könnten sie »heute noch nicht« erfüllen – das sei noch etwas früh – er sähe wohl ein, daß ich schwere Unannehmlichkeiten deshalb hätte – es wäre eben Krieg. »Leider« sagte ich mit Betonung.

Was uns deutsche Emigranten in diesen Tagen des »gouvernement des concières« so abstösst, ist die Hetze gegen England, die von den Nazis betrieben, bei dem Pariser Pöbel, der es nicht besser weiss, auf fruchtbaren Boden fällt. Man sieht wieder einmal, wohin man die Massen leiten kann, wenn die Führung fehlt. Der treue Verbündete von gestern, der Engländer, mit dem man den ganzen Winter über gut Freund war, mit dem man in den Cafés der Boulevards getanzt und wechselseitig die Nationalhymnen gesungen hatte, er ist heute der Erzfeind, der Teufel in Menschengestalt, der das arme französische Volk samt seiner gutgläubigen Regierung verführt hat. Trotzdem, die Nazi übertreiben ihre Pressehetze – die Nummern des »Matin« mit Hetzartikeln gegen den Ministerpräsidenten Paul Reynaud fliegen demonstrativ aufs Pflaster – man sieht ganze Nummern auf die Strasse geworfen.

Nach und nach hört man Worte wie: »ils font que des mensonges«. An den Mauern hängt ein neues Plakat, – ein deutscher Soldat umringt von armen französischen Kindern: »Population abandonnée, faites confiance aux soldats allemands« (Verlassene Bevölkerung, vertraut den deutschen Soldaten). Diese Plakate werden viel abgerissen. Haltet doch die Franzosen nicht für so dumm – allmählich kommen ja nun die geistigen Führer zurück. Das Lob, das der Humanität und der Hilfsbereitschaft der Deutschen für die französische Bevölkerung in den Boulevardblättern unaufhörlich gespendet wird, begegnet einem ironischen Lächeln. – Viel schwerer und weniger »human« wiegt der Nahrungsmangel. Wochenlang fehlt es am nötigsten – Kartoffeln, Butter, Eier – und vor allem Milch. Die Schlangen vor den Läden wachsen – »faire la queue« gehört zur täglichen Quälerei der Frauen aller Stände. – Es wird erzählt, daß die Deutschen täglich Eisenbahnzüge, beladen mit Nahrungsmitteln, vom »Gare St. Lazare« direkt nach Berlin ablassen. Um nur einige Beispiele anzuführen: Von 1.400 mottes Butter (eine motte = 20 Kilo) nahmen die Deutschen 1.100 für sich und liessen 300 für Paris. Von 19 Kisten (die Kiste zu 1.000 Eier) nahmen die Deutschen 14 (14.000 Stück) und liessen für die Pariser Bevölkerung 5 Kisten = 5.000 Stück Eier. Es fehlt an Kaffee, Cacao, Chokolade, Oel. Die Ernährung, die in Paris immer glänzend war, wird ungeheuer mager und dürftig dank der deutschen Invasion. Bezahlt wird mit den deutschen Papierscheinen – RM 1.- zu 20 frcs.! – Die Läden von ganz Paris, besonders Stoffe und Kleidung aller Art, Wäsche, Schuhe werden geplündert, wenn auch bezahlt – mit französischem Geld!

Inzwischen nehmen die Kriegshandlungen ihren Fortgang. Der Feldzug gegen England ist ins Stocken geraten – er sollte viel schneller vor sich gehen. Die Flieger kreisen gleich Todesvögeln über unseren Köpfen. Viele camions, mit Soldaten eng besetzt, verlassen Paris. Wenn diese Ladungen mit den todestraurigen Soldaten zum Abtransport durch die Strassen fahren, wenn ich sehe, wie die Augen dieser jungen Burschen stumm und starr auf dem pulsierenden Leben der Stadt ruhen, füllen sich meine Augen mit Tränen – O Welt! Man erzählt, daß man viele Soldaten abends betrunken sieht und daß sie sagen: »morgen geht es gegen England – dann ist alles egal – wir fallen ins Meer«. Einer soll gesagt haben »wenn zwanzig von uns nach England ausziehen, kommen nicht mehr als zwei wieder«. Sehr viele sollen sich geweigert haben, die Todesfahrt anzutreten. Viele seien füsiliert – andere mit vorgehal-

tenen Pistolen in den Zug auf dem Gare Montparnasse gezwungen worden. In unserem Quartier soll ein Soldat bitterlich geweint haben. Er habe aus Deutschland mit der Feldpost die Nachricht erhalten, daß seine Frau bei einem Bombardement getötet wurde. Das ist das Neue in diesem Krieg »die Männer ziehen hinaus und die Frauen sterben im eigenen Land durch feindliche Bombenangriffe«. Die Kämpfe gehen weiter – der Krieg ist noch lange nicht aus.

Am 8. Juli kam einer der deutschen Schriftsteller, der bis an die Loire geflüchtet war, wieder nach Paris zurück – Alfred Wolfenstein, bekannt durch gute Lyrik und besonders durch seine Anthologie lyrischer Dichter. Er hat viel erlebt, ist aber noch zu ergriffen, um über all das Schauerliche zu sprechen, was er auf den Landstrassen gesehen hat. Er kommt, als Freund von Frau Bab, von nun an öfters zum Abendessen auf unseren Balkon.

Am 23. Juli kommt auch Herr Julius Bab aus Bordeaux nach Paris zurück. Unser Balkon belebt sich. Nachts hören wir den englischen Sender – dort spricht u. a. der französische Befehlshaber für »la France libre«, der General de Gaulle, ein gewandter und kluger Redner, der mit Überzeugungskraft für die »armée française libre« zu werben versteht. Er wendet sich in scharfen Worten gegen General Pétain, der den vorläufigen Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland unterzeichnet hat – »Tout le monde a pu signer cet accord mais pas vous mon général!« – diese Worte klingen mir immer noch im Ohr. Die *concièrges* sind wenig erbaut von General de Gaulle: »Il veut continuer la guerre et il va de nouveau prendre nos gosses« (uns unsere jungen Söhne wieder nehmen). Was aus Frankreich wird, ist ihnen höchst gleichgültig.

Am 28. Juli erhalte ich – o Glück – durch das »Internationale Rote Kreuz« einen Brief aus Amerika, in dem mein Sohn um Nachricht bittet, besonders um meine Adresse – er weiss ja nicht, daß ich die ganze Zeit über in Paris geblieben bin. Auch eine »aide financière quelconque« wird darin angeboten. Wie wohl tut eine solche Fürsorge! Zuerst erhalte ich mit diesem Brief noch einmal einen Kredit von 300 frcs. auf der Lloyd's Bank. Dann komme ich auf den Gedanken, den Rotkreuzbrief meinem mir bekannten Oberleutnant auf der Kommandantur einzureichen und damit meine Bitte, kabeln zu dürfen, zu wiederholen.

Die Formalitäten am Eingang des Place du Palais Bourbon sind diesmal sehr verschärft. Franzosen werden überhaupt nicht zugelassen –

allenfalls Reichsdeutsche. In der Vorhalle wird zum ersten Mal mein Pass einer strengen Kontrolle unterzogen. Dort sitzt nicht mehr, wie in den früheren Tagen, ein Reichswehroffizier, sondern ein Beamter der Gestapo, der Herr trägt Zivil mit Hakenkreuz im Knopfloch – mein Pass geht durch. »Sie können Ihr Gesuch schriftlich einreichen – Sie können es gleich hier schreiben – dann erhalten Sie eine ›convocation‹.« Der Hakenkreuzherr bedient sich des französischen Ausdrucks, spricht überhaupt – er ist wohl Elsässer – fließend französisch.

An 1. August finde ich in der immer noch leerstehenden Wohnung meines Bruders bei der concière Korrespondenz, Briefe und Karten von ihm und seiner noch im Camp der Basses Pyrenées weilenden Frau. Aus einer Karte ersehe ich zu meinem Schrecken, daß mein Bruder bereits in Paris, aber in deutscher Militärgefangenschaft sich befindet »Rue Cherche-Midi«. Eine Postkarte, die ich sofort dorthin richte, bleibt unbeantwortet. Ich gehe selbst an die angegebene Adresse »Ja« heisst es dort, er wäre da, aber heute könne ich ihn nicht sprechen, ich solle in einigen Tagen wiederkommen. Bei meinem zweiten Besuch erhalte ich zur Antwort, sie zögen gerade um, ein grosser camion am Hofeingang wird eben mit Tischen und Stühlen beladen – ich solle nächste Woche hinaus nach Frèsnes in das dortige Militärgefängnis kommen – vielleicht könne ich dort etwas Näheres erfahren – eine freundliche Ordonanz hält mir eine Landkarte hin und zeigt mir, daß Frèsnes ein Ort Richtung Sceau – aber weiter weg, auch keine Bahnstation, sei – ich müsste dann noch ca. zwei Kilometer zu Fuss gehen. – Ich habe das auch pflichtschuldigst getan. Aber mein Bruder wurde auch dort nach drei vergeblichen Besuchen nicht gefunden – inzwischen waren schon vier Wochen seit meiner ersten Recherche vergangen. Mir war das sehr arg, das einzige, was mich auf diesen vergeblichen Reisen interessierte, war die Unterhaltung mit verschiedenen Offizieren und der Einblick, den ich bei meinen Besuchen in der Anstalt, in deren inneren Räumen ich, dank meinem deutschen Pass, als einzige von allen anderen Besuchern warten durfte, gewann. – Das Hackenzusammenschlagen und Gewehrpräsentieren waren mir als Deutsche altvertraute Mätzchen – aber da war eine Nuance im Verkehr, die ich früher nicht kannte. Es war von den unteren Stellen eine Art stummer Auflehnung und von den oberen Chargen eine Neigung zum bittenden Kommando. Ein sehr scharfer und energischer Leutnant hatte sich schon ein zärtliches am Arm fassen beim Erteilen von Kommandos angewöhnt – er wiederholte

es bei jedem Mann. Ein junger Gefreiter beklagte sich bitter über das viel zu lange Ausbleiben von Post – »man wisse ja gar nicht, was draussen vorging«, »unsere Frauen weinen, so geht das nicht weiter«. »Na, gehen Sie man rein und beschweren Sie sich«, damit zeigte der Leutnant auf die Zimmertür, die die Aufschrift »Anstaltsleitung« trug. So was gab's früher nicht. War es ein Zeichen von Unsicherheit? Keinesfalls von absoluter Autorität. Die acht gefangenen Soldaten, die vor ihrer Freilassung wartend in einer Reihe standen, hoben in einem unbewachten Moment, einer nach dem anderen höhnisch den Arm zum Hitlergruss, so die anderen nachäffend und auslachend.

Schliesslich war mein Bruder, trotz aller Mühe, die sich ein Unteroffizier mit Suchen gab, in Frèsnes nicht zu finden, deshalb fuhr ich noch einmal nach dem Ausgangspunkt, in der Rue Cherche-Midi. Dort sagte man mir, daß es noch eine Möglichkeit gäbe, das Untersuchungsgefängnis »la Santé«. Das war für mich kein unbekannter Begriff.

Am 27. August<sup>20</sup> hatten wir Alfred Wolfenstein zum Abendessen auf unserem Balkon erwartet. Er kam nicht und auf den Telefonanruf bei ihm rührte sich nichts. Als Herr und Frau Bab sich daraufhin noch abends spät auf den Weg in seine Wohnung machten, sagte man ihnen dort, daß Wolfenstein vor drei Tagen von der Gestapo verhaftet worden sei. Das war eine beunruhigende Nachricht. Wolfenstein war gewiss kein Politiker, er gehörte auch nicht zu den politisierenden Schriftstellern – trotzdem hat er immer zur strengen Hitleropposition gehört und war, aus Deutschland stammend, bereits aus der ersten Emigration Prag in die zweite Emigration Paris geflüchtet. Nun hatten sie ihn in Paris festgenommen – und er war und blieb spurlos verschwunden.

Auch von anderen Verstössen der Gestapo wurde gesprochen – so waren sie in Châtenay-Malabry, wo eine ziemlich grosse deutsche Sozialistenkolonie existierte, vorgefahren und hatten sich Einsicht in die Wohnungslisten verschafft. Die Bewohner der Wohnungen waren aber alle nicht in Paris. Die politischen Emigranten wussten, daß sie Paris streng meiden mussten. Eine jüdische Emigrantin hatten sie wegen Steuerflucht verhaftet usw.

Die armen jüdischen Emigranten, deren wenige in Paris geblieben waren, waren wie aufgeschreckte Vögel. Sie kolportierten Schauermär-

---

<sup>20</sup> Hier hat sich die Autorin offensichtlich beim Datum vertippt, da sie ansonsten chronologisch berichtet. Sie meint vielleicht den 2. oder den 7. August.

chen, mit denen sie sich gegenseitig Angst machten und sahen sich schon mit gelben Armbinden in Paris spazierengehen – das mindeste war ihre Evakuierung nach der polnischen Kolonie Lublin ins Arbeitslager. Als ich einem dieser Armen sagte, daß nach meinem Dafürhalten alles, was jetzt vor sich ginge, ein Provisorium sei, dass nichts bliebe und sich die Dinge noch nach ganz anderer Richtung entwickeln könnten, er möge doch nicht Schauernmärchen verbreiten und solle lieber seine Freunde – es waren meist Frauen – beruhigen, sah er mich ganz ungläubig staunend an. Er würde das, was ich sagte, ja so gern glauben – aber sie hätten eben alle so grosse Angst. Ich hatte ja in Deutschland nichts dergleichen gesehen, hatte wirklich nicht die rechte Erfahrung.

Am 10. August wird der Bois de Boulogne von der Kommandantur für jeden Verkehr geschlossen – mitten im heissesten Sommer wird die Pariser Bevölkerung dieser herrlichen Waldzuflucht beraubt. Die tollsten Gerüchte über die Beweggründe werden in Umlauf gesetzt – am plausibelsten scheint aber die Motivierung, daß deutsche Verwundete in solchen Massen von den Kriegsschauplätzen eintreffen, daß, wie es notorisch der Fall ist, sie in den Hospitälern wegen Überfüllung nicht mehr Platz finden, im Bois de Boulogne in schnell aufgestellten Baracken untergebracht werden.

Am 14. August war bei uns wieder einmal Schmalhans Küchenmeister. Daß wir überhaupt fast immer wieder Geld hatten und nie hungerten, ist eines der grössten Wunder. Es war uns zu Ohren gekommen, daß in der »NSDAP-Volkswohlfahrt« Avenue Foch man nach einer Gratismahlzeit noch gratis Käse und einen halben Laib Brot erhalte. Elisabeth Bab und ich machen uns also auf den Weg zu unseren »chers compatriotes« (lieben Landsleuten). In der früheren Ausstellungshalle des Handwerks »des Artisans« hat die Volkswohlfahrt nach dem Muster des dritten Reichs ihre Zelte aufgeschlagen. Unsere deutschen Papiere wurden am Eingang scharf kontrolliert. Die Franzosen, für die das ganze eigentlich bestimmt war, kamen ohne Kontrolle hinein – es wurde von der Bedienung auch französisch gesprochen, doch war die geräumige Halle mit ihren sauberen langen Tischen und Stühlen merkwürdig schwach besucht – doppelt merkwürdig, wenn man bedenkt, daß ein grosser Teller Nudelsuppe und Brot, darnach noch eine Schale Kaffee gratis ausgeteilt und noch Brot und Käse mit auf den Heimweg gegeben werden. In einer Fensterseite des Saales sassen deutsche Rotkreuzschwestern und männliche Angestellte bei einem besseren Menu

mit Wein. Einige neue Besucher hoben beim Kommen den Arm zum Gruss. Diesen Gruss, den man am Anfang kaum sah, sieht man nun immer häufiger, besonders bei den zahlreichen Personen in Zivil, die nun mit gelber Armbinde bedruckt mit »Deutsche Wehrmacht« das Pariser Pflaster treten – meist wenig amöne Gestalten.

Auch deutsche Frauen sieht man jetzt oft, plumpe, jugendliche Erscheinungen, meist bunt gekleidet (die Französinnen tragen viel mehr schwarz) mit Engelfrisuren und Brille. Ebenfalls feldgrau uniformierte Mädchen mit Käppis, bei Hitze schwitzend in ihren grauen Lodenjacketts – Telefonistinnen und Büroangestellte, wie man uns sagte, zieren die Strassen von Paris. Die deutsche Sprache beherrscht fast die Boulevards. Was früher das Kennzeichen der deutschen, meist jüdischen Emigration war, die deutsche Sprache, hat sich plötzlich in das Gegenteil verwandelt. Es ist die Sprache der deutschen Soldaten und der dazugehörigen Frauen, und die französische Bevölkerung gewöhnt sich immer mehr an die deutschen Klänge. Auch Elisabeth Bab und ich, die wir früher vermieden, auf der Strasse deutsch zu sprechen, tun uns keinen Zwang mehr an, sprechen wieder deutsch, die Sprache der »envahisseurs«, der Sieger.

Die wohlgenährten Soldaten und die gemästeten Offiziere, die anfangs so auffielen, werden immer seltener, machen normaleren Erscheinungen Platz, überhaupt, gewechselt wird unaufhörlich – sicher kaum einer, der anfangs im Juni dabei war, ist heute Anfang August noch in Paris. Mit Wehmut hört man, wie einer der Vielen in einem ganz netten Französisch, das manche intelligent sich ein bisschen aneignen, sagt: »Paris est belle (er sagt beau), mais s'il n'était pas Calais!« (Paris ist schön, wenn darnach nicht Calais käme).

Mitte August ist vorbei – wir haben schon den 20sten, als ich um die Mittagszeit zufällig allein zu Hause, auf das Schellen am Eingang hin die Haustür öffne. Eine Dame mit Brille, französisch sprechend, steht draussen mit einer Mappe untern Arm: »Ich komme wegen Ihres Briefes vom Roten Kreuz, Sie brauchen doch wohl eine »aide financière«, vielleicht wünschen Sie zu kabeln?« Ich traue meinen Ohren nicht – »Ja, wenn ich nur könnte – wollen Sie nicht näher treten?« »Gern«, dabei reichte sie mir aus ihrer Mappe als Legitimation ein weisses Papier, das den etwas gekürzten Text des Rotkreuzbriefes meines Sohnes enthält. Wir lassen uns auf dem Balkon nieder und die Dame schreibt gleich den Text eines Kabels, gerichtet an meinen Sohn in Californien, nach

meinem Diktat, nieder. »Wir haben morgen einen Kurier gehen, der Ihr Kabel mitnimmt. In zwei Tagen wird es an Ort und Stelle sein«. Ich wundere mich weiter und gebe ihr schnell den Antwortbrief an das Rote Kreuz, der fertig und geschlossen dalag, aber wegen der vollkommenen Postsperre nicht abging. Sie nimmt diesen Brief etwas zögernd, aber schliesslich doch; dann geht sie ziemlich schnell, ohne den finanziellen Punkt des Kabels auch nur zu berühren. Da war sie schon zur Tür hinaus, ehe ich noch fragen konnte, von welcher Rotkreuzstelle sie eigentlich käme.

Am 20. August ruft plötzlich Wolfenstein bei uns an. Er ist frei und wird am nächsten Tag alles erzählen. Wir sind sehr froh und atmen erleichtert auf.

Am 23. August erhalten Elisabeth Bab und ich unsere Clippers (Luftpostbriefe), die wir am 11. Juli nach USA abgeschickt hatten, als »non admis« zurück – nach sechs Wochen! All unsre Hoffnung, daß die Verbindung mit unseren Söhnen hergestellt sei, war trügerisch. Mein armer Sohn hat noch kein Wort gehört. Vielleicht nun das Kabel? Doch kann ich's kaum glauben. Auch aus Vaucresson vom Bruder Launay's erhalte ich dieselbe Auskunft, daß alle Versuche Louis Launay's (der sich in irgendeiner Funktion im Innenministerium in Vichy befindet), eine Verbindung mit meinem Sohn nach Californien herzustellen, gescheitert wären, ebenso kam sein »Clipper« nach Amerika zurück. Auch von Launay kann ich keine Geldhilfe mehr erwarten.

Am 24. August nehmen die Schlangen am Markt in Auteuil beängstigende Formen an. Stundenlang ab früh 6 Uhr stehen die Frauen in Morgenkälte, um ein paar Eier und ein halbes Pfund Butter. – Wenn, was oft vorkommt, die Händler mit Butter und Eiern überhaupt nicht erscheinen, und die Frauen nach stundenlangem Warten mit leeren Taschen abziehen müssen, wächst die Erbitterung gegen die deutsche Invasion zusehends. Alle Läden – nicht nur die von Paris, sondern von ganz Frankreich – sind geplündert. Es gibt keine Strümpfe, keine Seife, keinen Wein, keinen Kaffee, keine Chokolade – die Preise für Kleiderstoffe und Schuhe und für hundert unentbehrliche Dinge steigen ins Hoffnungslose; wenn überhaupt noch etwas zu haben ist. Wie die Heuschreckenplage das alte Ägypten, so haben die deutschen Soldaten das fruchtbare Frankreich heimgesucht.

Am Nachmittag des 24. August fahre ich auf Anraten eines Feldwebels im Militärgefängnis Cherche-Midi, nachdem ich meinen Bruder

fünf Wochen lang vergeblich gesucht hatte, ins Untersuchungsgefängnis »La Santé« und finde ihn dort. – Ein Unteroffizier bei der »Surveillance allemande« gibt mir Auskunft und sagt: »Ach das ist der, der immer sagt, daß sich gar niemand um ihn kümmere – Sie wollen ihn wohl gern jetzt sprechen?« »Ja, bitte, das wäre sehr freundlich«, ich weiss, daß keine Besuchsstunde ist. Der menschlich fühlende Unteroffizier geht weg und holt meinen Bruder selbst in sein Bürozimmer; was ganz gegen das Reglement verstösst, das streng von der französischen Verwaltung gehandhabt wird. – Nun kommt mein Bruder schon auf dem Gang mir entgegen. Sehr blass, sehr soigniert rasiert, wie immer adrett gekleidet. Wir können uns im Zimmer der Surveillance nebeneinander sitzend, ganz gut unterhalten. Seit Monaten hatten wir uns nicht gesehen und keiner wusste vom Aufenthalt des anderen – er war im Camp und von mir nahm er an, daß ich aus Paris evakuiert gewesen sei. Wir waren recht ergriffen, aber nun war wenigstens jemand da, der sich um ihn kümmern konnte – er war nicht verhört und niemand wusste, weshalb man ihn suchte von Berlin aus, wie es hiess. Seine Frau befand sich noch im Camp de Gurs in den Basses-Pyrénées und hatte keine Möglichkeit, nach Paris zu gelangen. Ihre angstvollen Karten, in denen sie immer und immer wieder um Nachricht von Erich bittet, sind erschütternd. – Für ihn und sie hatte ich nun zu sorgen. Ich war froh in dem Bewusstsein, ihm beistehen zu können und ich sah, wie ihn meine Gegenwart tröstete. Die folgende Nacht konnte ich aber doch vor Aufregung kein Auge zu tun. Von da ab ging ich jede Woche in die Santé, sprach auch öfters mit den diensttuenden Offizieren. Bei solchen Unterhaltungen hat man immer denselben Eindruck. Eine Art biederer Naivität verbunden mit einem ans Bornierte grenzenden Glauben an die eigene Unbesiegbarkeit. Aber fast alle haben das Bedürfnis zu erklären, daß ihnen die Sache keine Freude mache und daß man nur nicht glauben solle, daß sie gern hier in Paris sässen und nicht viel lieber bei sich zu Hause. Aber lange könne es ja nicht mehr dauern – England würde bald besiegt – das müsse nur noch gut vorbereitet werden und dann dauere es nur ein paar Tage! Auf solche Bemerkungen hüllte ich mich in Schweigen, ich dachte bei mir, daß, nach dem allnächtlichen Abhören des englischen Senders, man einen ganz anderen Eindruck hatte – »Wenn Ihr Euch nur nicht schneidet!«

Wieder versuchen wir Briefe durchzubringen – zuerst durch eine französische Frau, die sich um ein *laisser-passer* für die unbesetzte

Zone bemüht, Briefe nach USA, nach Vichy, nach Gurs an meine arme Schwägerin, die, hilflos und ohne Geld, dabei von Angst um ihren Mann, von dem sie nur das eine wusste, daß er von den Deutschen verhaftet worden war, bedrückt, vermutlich noch im Lager in Gurs ihre Tage verbringt. Die Französin erhält das *laisser-passer* nicht. Wir versuchen es mit einem Bäcker, der für das »*ravitaillement*« hinausfährt und Post mitnimmt. Wir sind schon zu lange abgeschnitten ... ..

Es ist, als ob alles mit einem dicken Nebel überdeckt wäre und man könnte vor Angst schreien, wenn man an das denkt, was sich hinter dem Vorhang dieses undurchdringlichen Nebels draussen in der Welt abspielt. – Allein und abgetrennt von aller Freude – aber auch von vielem Grauen – so leben wir im abgeschlossenen Paris.

Die Geldnot wird immer bedrohlicher. Am 26. August suchen wir unsere letzten Gold- und Silbersachen zusammen und Elisabeth Bab erhält auf dem »*Crédit municipale*«, dem Leihhaus, 400 frs. Wieder können wir eine Woche essen – sehr bescheiden – es ist alles zu teuer. Dann leben wir wieder eine kleine Weile von den kleinen Erträgen der englischen Sprachstunden, die Elisabeth Bab an Kinder gibt, sie gibt auch französische an alte Leute. Hier und da erhalten wir 50 oder 100 frs. von Bekannten geliehen.

Am 5. September schellt es nachmittags an unsrer Eingangstür, die ich, da allein zu Hause, öffne. Vor mir steht ein baumlanger eleganter deutscher Offizier, der sich tief verneigt und sich vorstellt. »Hauptmann ...«, den Namen verstehe ich nicht – er brächte Grüße aus Hamburg für Elisabeth Bab. Ich erkenne die Fliegeruniform und, da er meine zögernde, nicht gleich begreifende Haltung bemerkt, nennt er den Namen der Hamburger Freunde, der mir dann auch bekannt war. So überwand ich meine anfängliche Scheu und bat ihn einzutreten – ein deutscher Fliegerhauptmann bei uns oppositionellen Emigranten; es war mehr als komisch! Ich führte ihn auf unseren Balkon. »Unser Balkon«, na, er imponierte dem Herrn Hauptmann nicht ganz so sehr, wie er unseren sonstigen, mehr sterblichen Bekannten imponierte. Er liess sich nieder und erzählte gleich sehr nett und zwanglos, daß er in einem wunderbaren Schloss zwischen Paris und Fontainebleau residire, wie ein Fürst haushielt, so üppig wie er es in seinem Leben nicht gehabt hätte – alle Vorräte stünden ihnen als requiriert zur Verfügung, nicht zu vergessen der herrliche Weinkeller, es sei eben Krieg! Er sei von den Freunden von Frau Bab beauftragt worden, sich nach unse-

rem Ergehen zu erkundigen, die Freunde hätten schon vor längerer Zeit durch einen Brief gehört, daß sie nötig Geld bräuchte – er flöge »morgen« auf Urlaub nach Hamburg und würde dort alles ausrichten. Ich bot ihm Cigaretten an – er sagte lachend, eher könne er uns wohl einige dalassen, es seien »englische«, requirierte: sie waren herrlich. Ich erzählte ihm von unserer Misere, die hervorgerufen sei durch das gänzliche Abgeschnittensein und er versprach, von Hamburg aus an meinen Sohn nach Californien zu kabeln und machte gleich dazu die nötigen Notizen. – – – Die Woche darauf kam er zu einem zweiten Besuch – diesmal direkt aus Deutschland und brachte für Frau Bab 50 RM = 1.000 frs. von ihren Hamburger Freunden, ausserdem für unseren Haushalt 6 Büchsen englische Conserven – für mich hatte er nach USA kabeln lassen.

Wir unterhielten uns lange. Die Stimmung in Deutschland sei sehr flau – der kalte nasse Sommer mache die Leute ganz niedergeschlagen und die Luftangriffe seien schlimm. Die Soldaten, die aus dem Krieg in Urlaub kämen, seien sehr schlechter Laune zu Hause. – Trotzdem glaube man an den deutschen Sieg – was keiner, wenigstens in der Reichswehr, vorher für möglich gehalten hätte. »Hermann« hätte ja mit seinen Fliegern immer geblufft – die Zahl, die er anfänglich angegeben hätte, wäre nie vorhanden gewesen – und nun hätten sie's doch geschmissen. Keiner wage jetzt etwas dagegen zu sagen. Ich fragte, ob er sich denn ein Europa vorstellen könne, in dem dieser Geist die Vormacht hätte? Er sagte ganz ehrlich »nein«. Am 10. September kam er wieder und brachte uns einen auf der Jagd in Fontainebleau geschossenen Fasan. So kam es, daß ich zu meinem Geburtstag, am 12. September 1940 in Paris, ein von einem deutschen Offizier auf der Jagd in Frankreich erlegtes Wildbret verspeiste. Ob mein guter Sohn, der in Californien sicher liebevoll meiner gedachte, sich das heute träumen lässt?

Die tausend Francs aus Hamburg waren zu Ende, zumal davon noch 300 frs. für ein Rückantworttelegramm nach Berlin erledigt werden mussten, um Babs endlich die lang erwarteten Nummern für ihre amerikanischen Visa zu verschaffen. So streckte ich meine Fühler aus für neue Geldmittel. Mir fiel meine gute und verehrte Freundin, Madame Eidenschenk-Patin, ein, meine französische Mitarbeiterin, die Gründungspräsidentin der Ligue des Mères et des Educatrices pour la Paix. Ich wusste, daß sie ihr Landgut in Aisne lange verlassen hatte – dort hatten die Deutschen gleich anfangs gehaust. Ich erreichte sie nun

telefonisch bei ihrer Tochter in Chatou, wo sie *seit zwei* Wochen aus Mittelfrankreich angekommen war. Man hatte den lokalen Verkehr in der nächsten Umgebung von Paris nun etwas gelockert. Ich fahre am Nachmittag des 20. September Richtung St. Germain nach Chatou, einem hübschen Villenort an der Seine. Dort finde ich in einem schönen geräumigen und mit guten antiken Möbeln behaglich ausgestatteten Landhaus in grossem Garten, in dem das reife Obst an den Bäumen hing, meine Freundin. Sie war in diesen Monaten des Schreckens und des nagenden Kummers eine Greisin geworden. Tränen traten ihr in die Augen, als sie von dem Verrat sprach, dem Frankreich zum Opfer gefallen war. Sie, die überzeugte, aktive Pazifistin, sie hoffte noch auf einen Sieg *Englands!* Sie gehörte nicht zu denen, die sich mit einem durch Hitler errichteten Frieden, in einem von Hitler geschlagenen Frankreich zufriedengaben. Ich war glücklich in dem Bewusstsein, daß wir erneut durch die vollkommene Harmonie unserer politischen Anschauungen verbunden waren, und mit Freude und Dankbarkeit nahm ich die mir dargebotene Hilfe von tausend Francs an.

Wieder hatten wir zehn bis zwölf Tage lang zu leben, und ich konnte einige dringende kleine Einkäufe für den Winter machen – einen Hut modernisieren, einen Jumper schwarz färben, ein Paar Schuhe besohlen lassen. So sieht die Herstellung meiner Wintergarderobe aus!

Am 22. September hört man viel von englischen Luftsiegen. London wird wohl auch heftig bombardiert – aber Berlin nicht minder und viele deutsche Industriezentren und militärische Stützpunkte. Trotz der Dürftigkeit der Nachrichten – unsere mickrigen Boulevardblätter bringen kaum mehr als Lokalanzeigen, ausserdem den deutschen Heeresbericht, sickert es immer mehr durch »les allemands sont cuits« (die Deutschen sind fertig). Die Landungen in England sind missglückt und damit die Marneschlacht 1940 geschlagen. Deutsche, mit Brandwunden bedeckte Soldaten, deren Schmerzensschreie weit im Umkreis zu hören sind, füllen die Spitäler von Paris. Es heisst, daß die Engländer die Deutschen bei den Landungsversuchen mit brennendem Mazout (Oel) empfangen.

Eines tritt in der von den Deutschen kontrollierten Boulevardpresse mehr und mehr in den Vordergrund – eine regelrechte Judenhetze, ein deutliches Zeichen für das zunehmende Absinken der deutschen Kriegserfolge. Die Familie Rothschild wird ausgebürgert, ihr Vermögen konfisziert. Andere reiche Juden werden enteignet. Die französi-

schen Geschäfte werden arisiert – Juden erhalten nun auch in Frankreich keine Arbeit mehr – so befiehlt es das deutsche Kommando. So hatte die anfängliche Angst der deutschen jüdischen Emigranten doch ihre Berechtigung. Ich, die ich das alles noch nie mit angesehen, da ich Deutschland vor der Judenverfolgung verlassen hatte konnte mir das anfangs nicht recht vorstellen. Jetzt, zum ersten Mal, sah ich die Angst und das Entsetzen der betroffenen Familien oder auch nur einzelner Menschen, die herumliefen und nirgends mehr zur Arbeit zugelassen wurden, eine ungeheure Rohheit und Grausamkeit, die nun wieder – genau wie in Deutschland – ein ganzes Volk mitmacht. Nun werden die Franzosen wohl verstehen, warum sie sich in den ersten Jahren immer fragten, wie das ein ganzes Volk mitmachen könne! Nun haben sie's im eigenen Lande und sie benehmen sich um keinen Deut besser .....

Jetzt halten es die »Autorités allemands« an der Zeit, daß man sich von Konsulats wegen um die deutschen Emigranten kümmert – bis jetzt ist man ihrer nicht recht habhaft geworden – die wohnen zu verstreut und sind schwer zu fassen. Aber nun wird's ernst – man versucht's durch den Magen – mit der Lebensmittelkarte – da müssen sie kommen, ob sie wollen oder nicht. Raffiniert ist man ja im Reiche Göbbels immer gewesen. Also – »alle in Paris ansässigen Deutschen müssen sich ab 25. September zwecks Lebensmittelverteilung im deutschen Konsulat Rue Huysmanns melden«.

Mir war's fatal – so ungeniert und zwanglos ich bei den Stellen der Reichswehr, ja der Gestapo, aus- und einging, das Konsulat hätte ich gerne gemieden. Meine Heimatstadt München hätte ich lieber geheim gehalten. Na, da hilft alles nichts – ich muss mich melden.

Vor dem Eingang an der Strassenecke Rue Huysmanns und Rue Duguay-Trouin steht ein langer Queue – ziemlich abgerissenes unschönes Publikum, Juden sind keine zu erkennen, vor mir zwei Oestereicherinnen, die nicht zusammengehören, aber miteinander reden. Man wartet und spricht deutsch – ich habe Zeit, mir den Sinnspruch über der Eingangstür zu notieren. Er lautet:

Wer Wachen und Streifen bei der Ausübung ihres Dienstes behindert oder ihren Befehlen Widerstand leistet, wird festgenommen.

Wachen und Streifen sind angewiesen, sich bedingungslos, nötigenfalls mit der Waffe durchzusetzen.

## Kommandant der Stadt Paris.

So ganz leicht und fröhlich scheint die Arbeit für die Deutschen in Paris nicht zu sein ...

Nach ziemlich langer Wartezeit ruft ein Herr in Zivil aus der Tür, vor der, wie vor allen von den Deutschen besetzten Gebäuden, ein Soldat Wache steht: »Diejenigen, die Arier sind, können jetzt eintreten«. Ich trat mit der Mehrzahl ein und dachte bei mir: »So eine Unverschämtheit – da haben sie schon wieder zweierlei Mass für ihre sogenannten Rassenunterschiede, und das hier in Paris!« Drin erhält man eine Stammkarte für Lebensmittel und dann »die Zweite Unverschämtheit«: die Arier erhalten eine Zusatzkarte zur *französischen* Ration: 1½ Pf. Butter, 1 Pf. Zucker, 1½ Pf. Fleisch pro Monat. Dann erhält man »die dritte Unverschämtheit« einen Fragebogen mit mindestens fünfundzwanzig Fragen mit nach Hause zum Ausfüllen. Der Kopf trägt die Aufschrift NSDAP, Auslandsstelle Volkswohlfahrt. Es ist Volkswohlfahrt wie sie es auffassen. *Alles* wird da gefragt: Nach Voreltern, nach Kindern, was, wieviel, wo Vermögen – nach Kriegsdienst, nach Arbeitsdienst, nach Zugehörigkeit zu Organisationen, nach Berufsplänen usw. In meinem Leben habe ich so eine Schnüffelei nicht gesehen.

Ich ziehe die Sache etwas hinaus und gehe mehrmals dorthin, um mich über die Beweggründe der fragenden Stelle zu orientieren und merke bald, daß es hier um nicht mehr und nicht weniger geht, als um die möglichst vollständige Liquidierung der gesamten deutschen Emigration, und darüber hinaus um die Rückführung der seit Jahren in Paris ansässigen Deutschen überhaupt. Arier werden, wenn sie jung sind und Kinder haben, kostenlos nach Deutschland zurückgebracht. Für Juden sieht man vorläufig noch nicht klar – man hört von drohenden Konzentrationslagern, dieser »humanen« Errungenschaft unseres Jahrhunderts. Am einfachsten und schnellsten wickeln sich die Dinge für diejenigen ab, die auf ihrem Fragebogen selbst ihre beabsichtigte Ausreise aus Frankreich anmelden. Zu diesen gehörte ich und der Ausruf der gewandten Sekretärin beim Anblick meines ausgefüllten Fragebogens »Bei Ihnen ist ja alles in schönster Ordnung« erregte die Neugierde und den Neid der Umstehenden.

Deprimierend war der Eindruck, den man von einigen halb ängstlichen, halb geschmeichelt blickenden älteren jüdischen Ehepaaren gewann. Da sie anständig behandelt wurden, benahmen sie sich wie

Hunde, die die Hände derer lecken, die sie früher schlugen – nicht genug konnten sie sich bedanken und mit freundlichen Gesichtern kleine Verbeugungen machen. Es ist eine Schande, wie man diesen Menschen mitgespielt und sie so weit gebracht hat, bis sie selbst an ihre eigene Inferiorität glauben.

Ganz anders benehmen sich viele der arischen Deutschen. Sie machen, wenn auch vorsichtig, kein Hehl daraus, daß es ihnen gar nicht um eine Rückwanderung zu tun sei, man hört sehr viele »Aber«. »Ich habe hier meine Arbeit«, »Ich bin hier verheiratet«, »Ich habe hier mein Geschäft«. Ein Arbeiter, der noch auf vier Wochen seine Arbeitskarte verlängert bekommt und dann eventuell mit der Deutschlandfahrt rechnen muss, sagte zu seinen umstehenden Kollegen mit Hohn »also heim in's Reich!« Dem diensttuenden Herren mit Brille, im klaren Gefühl der Opposition, mit der er hier täglich zu kämpfen hat, ist gar nicht wohl. Solche Opposition nehmen sie als persönliche Kränkung übel.

Unser Gas wird in der Küche abgestellt – eine schlimme Massnahme, die von unserem Hausherrn, der im unbesetzten Gebiet, also abwesend ist, ausging, weil ich seit Monat Juni die Miete schuldig bin – wer will's ihm verargen?? .....

Paris, das schöne Paris, beginnt zu verproletarisieren. Wir selbst haben uns an die Veränderung, die sich nach und nach vollzog, schon gewöhnt. Aber jeder, der von auswärts kommt, ist entsetzt und bedrückt. Die französischen Soldaten, die nun in Scharen als Gefangene der Deutschen vom Kriegsgebiet heimkommen, hört man rufen »Mais c'est formidable comme Paris est changée – c'est bien triste!« Es fahren weder Autobusse noch Autodroschken – ganz vereinzelt Privatautos – die elegantesten sind mit deutschen Offizieren besetzt, versteht sich. Diese fahren ein so rücksichtsloses Tempo und wissen nicht, daß es in Paris Sitte ist, in allererster Linie Rücksicht auf die Fussgänger zu nehmen. Die Verkehrsunfälle häufen sich in nie dagewesener Weise, bis auch *das* organisiert und reglementiert wird. Denn Ordnung muss sein, wo die Deutschen sind. Daran ist nicht zu rütteln. Auch die mit deutschen Aufschriften versehenen Wegweiser und Orientierungsschilder im Riesenformat und mit grossen, graphisch gemalten Buchstaben, die in erster Linie für die deutschen Soldaten die Orientierung bei der Ankunft mit den Autos durch die Einfahrtstrasse – es kommen ja täglich mehr an – erleichtern sollen, geben der Stadt etwas

von deutscher Ordnung und Exaktheit. Es passt eigentlich nicht in den Rahmen dieser Stadt, es wirkt, als sollte der *esprit français* irgendwie verpreusst werden.

Das Fahrrad beherrscht die Strasse, und ich fühle mich plötzlich um Jahre zurückversetzt. Ich erlebe im Geiste das Frühjahr 1906, als ich, als junge Frau an der Seite meines Gatten, Paris kennen lernte – auch damals beherrschte das Fahrrad die Strasse – es war die grosse Mode. Es wimmelte von Rädern und das Überqueren der Fahrbahn war grauhaft unsicher.

Damals, vor nunmehr fünfunddreissig Jahren, logierten wir im Grand Hôtel neben der grossen Oper. Jeden Abend besuchten wir ein Theater, die Oper oder ein Cabaret und gingen darnach in grosser Toilette in die eleganten Restaurants soupieren. Es herrschte zu jener Zeit die kleidsamste, stilvollste Frauenmode, die ich je erlebt habe. Die Abendkleider waren aus weicher Seide, in matten Pastellfarben der lange fliessende Rock mit der etwas gekürzten Taille. Dazu trug man grosse weiche Filzhüte mit Straussenfedern, den sogenannten »Pleureusen«. Wie Bilder von Reaburn und Gainsborough wirkten die entzückenden Pariser Frauen, wenn sie zu später Nachtstunde die hell erleuchteten Restaurants an der Seite ihrer befrackten Gatten und Cavaliere betraten – und ich durfte, noch in der Blüte meiner Jugendjahre, selbst gekleidet mit auserwählter Eleganz mit ihnen konkurrieren. Paris war bezaubernd, war luxuriös und wunderbar. – Wir machten Einkäufe in den schönsten Läden und waren uns nicht einmal bewusst, daß es sicher nicht viele Menschen gab, die so sorglos leben und ihr Leben geniessen konnten wie wir.

Und heute? Quelle *différence*! Man plagt sich durch, weiss oft nicht, wovon man morgen das Brot bezahlen soll, Theater und Konzerte kennt man nur noch aus den Zeitungsanzeigen. Daß die Autodroschken jetzt seit dem Krieg verschwunden sind, merken wir kaum, da wir sie in den »Friedensjahren« der Emigration ja auch nicht benutzen konnten. Aber ist das Leben deshalb ärmer, ist es weniger wert geworden? Es ist in vieler Beziehung reicher – reicher an Problemen, reicher an Ideen, reicher an Kräfteinsatz. Das Leben ist Kampf und wird schliesslich Sieg sein. Das Leben hat an Intensität gewonnen.

Am 29. September arrangieren wir in unserer Wohnung einen Empfang, wo Julius Bab Goethes »Faust« vortrug. Dreissig Personen lauschen gespannt dem Vortragenden, der sein Publikum mit jedem Satz

zu fesseln wusste. Ein zweiter Vortrag folgte vierzehn Tage später – diesmal »Shakespeare«. Ein hohes Niveau, Reichhaltigkeit der Thematik, einprägsames Zeitkolorit, gute Charakterisierung, machen den etwas zu langen Vortrag bis zum letzten Wort unterhaltend.

Wie mancher der deutschen Offiziere, die jetzt in den Mauern von Paris sich namenlos langweilen, denn von den »gebildeten Franzosen« und den »upper ten« ist ja zu ihrem Leidwesen kein Mensch anwesend, wäre übergücklich gewesen, einen solchen Vortrag in deutscher Sprache von dem deutschen Emigranten Julius Bab hören zu dürfen. – Aber die Deutschen haben sich selbst in diesen verhängnisvollen sieben Jahren um ihr kostbarstes Gut gebracht. – Durch die Austreibung der jüdischen Intellektuellen ist eine weitgehende Entgeistigung Deutschlands durchgeführt und hat der totalen Mobilmachung Platz gemacht.

Trotzdem – der Bildungstrieb und Bildungshunger liegt den Deutschen im Blut und äussert sich auch jetzt mitten im Krieg, in oft ganz naiver und primitiver Weise. Auf Schritt und Tritt ist er zu erkennen. Was sie für ihre Soldaten tun, um sie zu unterrichten, zu bilden, zu unterhalten, ist entschieden imposant. Auf Schritt und Tritt Lesestuben, Soldatenkinos, Soldatentheater, Bücherstuben. Führungen durch Ausstellungen und Museen. All das ist hier in Paris für die Feldgrauen auf's beste eingerichtet. Vor den Museum Caillaux, dem früheren Trocadéro, wo eine ständige Ausstellung »L'Homme« gezeigt wird, halten täglich und zu jeder Stunde grosse Militärcamions. Dort werden die Soldaten herumgeführt und belehrt. Von dem Platz vor dem Museum hat man einen schönen Blick auf den Eiffelturm. Da stehen sie nun auch anbetend davor, ohne recht zu wissen, was an diesem nüchternen hohen Eisengerüst so staunenswert ist. Ich sah eine Gruppe von Offizieren sich aus einem »gedruckten Führer« die Geschichte des Turmes vorlesen, und ihre Soldatenchauffeure durften ganz nett dabeistehen und am Unterricht teilnehmen. Es hatte etwas Rührendes, dieser Bildungshunger am untauglichsten Objekt, dem Eiffelturm.

Die grösste und schönste Buchhandlung in der Rue Rivoli ist zur »Deutschen Buchhandlung« umgewandelt. Die fünf bis sechs grossen Schaufenster übersichtlich ausgelegt mit Nazischriften. So viel und so reichhaltig, daß ich oft interessiert darvorstand und mir manches gern »geliehen« hätte. Aber Geld dort auszugeben, hätte mir widerstanden. Imposant ist der Bienenfleiss, mit dem im dritten Reich gearbeitet wird. Da waren Bücher über alles und jedes – über Geschichte, Geographie,

Geopolitik, Kriegsgeschichte, Sagen, Romane, Novellen, Bücher für Militär, für die Jugend, für Erzieher und Schüler. Alles von mir unbekannt, wohl meist jungen Autoren. – Vor diesem reizvollen Laden standen oft Riesenautos mit der Aufschrift »Deutsche Feldbücherei«. Grossartig – kriegen die das in's Feld geschickt? Ob so etwas die Anderen, die »Verlierer« auch eingerichtet haben? Von Anfang an sicher nicht. Mir ist nur ein »Frontkino« der Franzosen bekannt, das die Gattin des Generals Wegand eingerichtet hatte.

An 30. September erhalte ich von meinem Sohn durch einen Herrn vom Genfer Internationalen Roten Kreuz einen Brief aus Californien – den zweiten seit Monat Juni. Gott sei Dank! Er hat Nachricht von mir und kennt nun meine Adresse (die alte). Das Gefühl, daß er sich um mich ängstigen muss, das für mich so niederdrückend war, ist von mir genommen. Auch stellt er Geldsendungen in Aussicht. Nun wird's leichter werden – ich atme wieder freier.

In der ersten Oktoberwoche wohnten wir in der grossen Comédie Française einer Aufführung von Edmond Rostand's *Cyrano de Bergerac* bei.

In der am weitesten ausladenden Loge sass der deutsche Kommandant von Paris, Monokel in's Auge geklemmt, General Gerd von Rundstedt mit seinem jungen Adjutanten. Es war eine brillante Wiedergabe der Geschichte eines anderen Generals, aus der französischen Gascogne. Ich, die ich nicht weit von seiner Loge entfernt sass, dachte darüber nach, was wohl die Gedanken von Rundstedts sein mochten, der da mit Stolz auf das ganze französische Publikum zu seinen Füssen herabsah: »Dies alles ist mir untertänig« – das waren wohl seine Gedanken – und ich bemerkte meiner Begleitung zugewandt: »Wie lange noch? Sicherlich nur für kurze Zeit!«

Im Oktober setzt eine starke Judenhetze ein. So sollten die armen jüdischen Emigranten, deren sich bei der Ankunft der Deutschen eine solche Panik bemächtigt hatte, doch recht behalten. Die Verfolgung wird regelrecht von nun an in Frankreich in Szene gesetzt. Man fängt an mit der Aburteilung oder Festsetzung der früheren französischen Staatsmänner und Politiker, die Juden sind; allen voran der verhasste, weil seinerzeit beliebteste Léon Blum, dann George Mandel, Jean Zaym, alle jüdischen Parlamentsmitglieder usf.

Dann kam das drakonische »Judenstatut« nach dem genau wie im III. Reich verfahren wurde. Die deutschen Juden mussten sich auf dem

Konsulat melden und bekamen ein J in ihren Pass gemalt. Dasselbe geschah mit den französischen Juden, denen jeweils auf dem Kommissariat ihres Wohnbezirkes gleich ein ganzes »juif« oder »juive« verabfolgt wurde. Nun erhob sich die furchtbare Frage der Arbeitsverweigerung. Wie viel Angst, wie viele Sorgen, wie viele Tränen habe ich mit angesehen bei armen Menschen, Deutschen und Franzosen, die über Nacht ihrer Stellung, ihrer Arbeit, ihres Brotes beraubt, die Basis ihrer ganzen Existenz verloren. Eine grössere Grausamkeit ist nicht denkbar.

Die Läden wurden arisiert – die jüdischen Geschäfte mussten gelbe Zettel an ihre Schaufenster kleben »Entreprise juive«.

Wie reagierte nun die Pariser Bevölkerung auf die Judenhetze? In der ersten Zeit bestimmt oppositionell – sie lag ihnen nicht und sie sahen ja auch darin eine »deutsche Mache«. Ich hörte einen jungen Mann zu seiner Frau sagen: »Wenn ich nur gerade einen Anzug brauchte, ich möchte ihn mir gleich in diesem Geschäft mit der Aufschrift »entreprise juive« bestellen.« Es wurde allgemein Brauch, nun erst recht in diesen Läden zu kaufen, und die Juden machten gute Geschäfte. Garnicht selten sah man deutsche Soldaten diese Geschäfte betreten, die sich wenig um das Schild kümmerten oder taten, als verstünden sie's nicht.

Na – und gekauft musste ja werden. Die letzten Reste wurden von den Deutschen gekauft. Die Warenhäuser sahen wie ausgeraubt aus. Man konnte es verstehen. 20 frs. = 1 RM, die in Papierscheinen bis zu 1.000 RM in den Handel kommen; das waren 20.000 frs. Dafür konnte man schon allerhand erstehen! Ich selbst kaufte noch im »Trois Quartier«, dem eleganten Warenhaus an der »Madeleine«, ein Sommerkleid für 400 frs., das in anderer Farbe in der Kabine nebenan ein deutsches feldgraues Mädchen für 20 RM einheimste! – So gegen Weihnachten bekam die Sache stark inflatorischen Charakter.

Langsam setzt nun doch, trotz des grossen Überflusses, der im Vergleich zu Deutschland in Frankreich noch vorhanden gewesen war und die Soldaten, besonders die Offiziere, trunken vor Kauflust gemacht hatte, eine grosse Pleite ein.

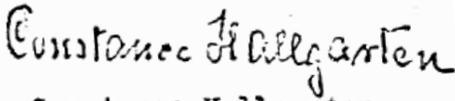
Ich war besonders schadenfroh, als ich im »Bon Marché«, einem der grössten Pariser Warenhäuser, noch in letzter Minute einen wundervollen Luftflugkoffer, dunkelblau, fast gewichtslos, lang mit Reissverschluss, das allerletzte Stück, habe kaufen können.

Nun, da ich über einen Kredit zur Ausreise und ein gutes Gepäck-

stück verfügte, ging ich daran, meine Ausreise aus Paris und der besetzten Zone fieberhaft zu betreiben. Mit viel Überlegung und einigen raffinierten Tricks gelang es mir, nach Marseille, ins Gebiet des unbesetzten Frankreich, durchzukommen. Somit war ich in die freie Zone gerettet, von wo aus ich mich nach einigen Monaten Aufenthaltes in Marseille, merkwürdigerweise in einem Flugzeug der deutschen Lufthansa, über Madrid nach Lissabon und von da aus nach USA einschiffen konnte.

Zwei Wochen nach meiner Ankunft bei der stock-amerikanischen Familie der Frau meines Sohnes in San Francisco, geschah der Überfall der Japaner auf Pearl Harbour und als Folge davon der Eintritt Amerikas in den zweiten Weltkrieg.

Ich mochte nicht darüber nachdenken was mein Schicksal geworden wäre, wenn ... .. Glück muss der Mensch haben .... und das hatte ich. - - - - -



Constance Hallgarten